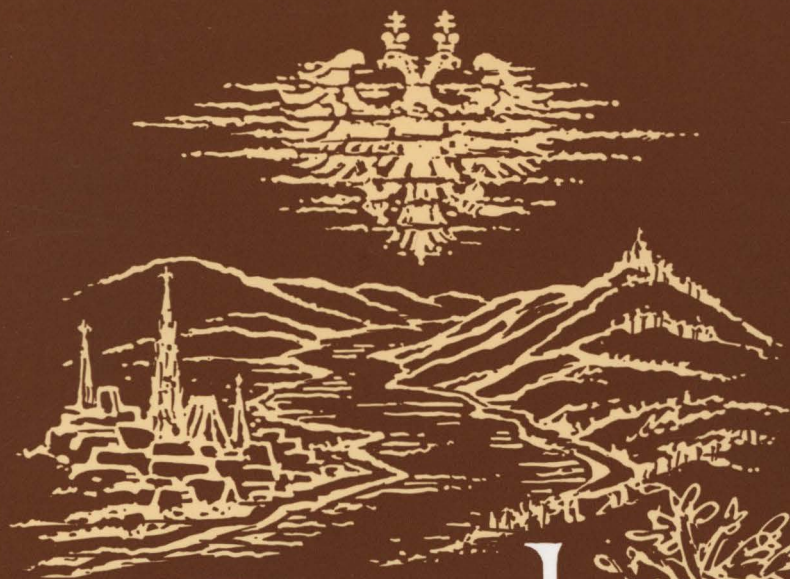


WLADIMIR LINDENBERG



BOBIK IN DER fremde



EIN JUNGER RUSSE
IN DER EMIGRATION

WLADIMIR LINDENBERG

Bobik in der Fremde

Ein junger Russe in der Emigration

ERNST REINHARDT VERLAG
MÜNCHEN BASEL

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Lindenberg, Wladimir:

Bobik in der Fremde: ein junger Russe in der Emigration /
Wladimir Lindenberg. – 13.–15. Tsd. – München ; Basel :

E. Reinhardt, 1994

ISBN 3-497-01308-0

© 1994 by Ernst Reinhardt, GmbH & Co, Verlag, München

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Zustimmung der Ernst Reinhardt, GmbH & Co, München, unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen in andere Sprachen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

ISBN 3-497-01308-0 PDF-ISBN 978-3-497-60673-3

*In memoriam derer,
die in jener Zeit mein Schicksal gestalteten:*

Meine Mutter Jadwiga
Sascha Tschelistscheff Krasnosselski
Pawlik Lindenberg
Karluscha Lindenberg
Lucie Arndt
Aljoscha Fürst Galitzin
Ella von Adajewski
Didi Baronin Loë
Professor Dr. Richard Siebeck
Therese Renz
Dr. Lene Müller-Herb
Erwin Rousselle
Victoria Prinzessin zu Schaumburg-Lippe
Kaethe Wolff-Gumpoldt

Ich wollte ja nichts als das zu leben
versuchen, was von selber aus mir heraus
wollte. Warum war das so sehr schwer?

Hermann Hesse
in „Demian“

INHALT

Zu fremden Ufern	9
Das schwarze Haus	18
In der fremden Welt	32
Tante Lucie	46
Die Flucht	50
Ika Sorge	61
Gott in anderem Gewand.....	73
Madame Potiphar	79
Dionysischer Frühling	88
Ein Wunder geschieht	95
Passenka	106
Jadwiga	112
Umbruch und Wende	117
Demian	123
Sascha	129
Der Jungvogel baut sich sein erstes Nest	132
Furor Teutonicus.....	150
Universität	155
Fast ein Verzicht.....	172
Sascha verschwindet in den Kerkern	180
Berlin der zwanziger Jahre	187
Die Kommissarin	205
Tante Irina	209
Begegnung mit dem Bettler	222
Eine böse Erfahrung	226
Lisbeth Macke Erdmann	234
Sascha wird aus dem Gefängnis entlassen	243
Didi Loë	247
Dionar.....	263
Die Großkommune	266
Frankfurt	274

Wanderungen und Begegnungen	279
Ein nächtliches Gespräch	290
Saschas Tod	298
Physicum	306
Allerlei Käuze	310
Bobik im Irrenhaus	331
Furunkulose.....	335
Schule der Weisheit	341
Abschied von Lene Müller	353
Ihre Königliche Hoheit	356
Erlebnisse zwischen Hell und Dunkel	363
Bobiks Lehrer.....	370
Pratyahara	375
Ella Adajewskis Heimgang.....	378

ZU FREMDEN UFERN

Die warme Augustsonne brannte auf das vergilbte Gras und die verstaubten Wipfel der Bäume. Manche Wiesen waren übersät mit rotem Mohn. Der Mohn war schön, und doch mußte Bobik an die Ströme von Blut denken, die in seinem Lande flossen. Noch war Krieg in der Welt. Er dachte nicht so sehr an das Blut, das im Kriege vergossen wurde, als an das hemmungslose Abschlachten von Menschen, die sich dem neuen Regime nicht anpassen wollten.

Ratata ratata ratata sagten die Räder. Im gleichen Rhythmus schlug sein junges Herz, es zog sich schmerzhaft zusammen. Mit jeder Umdrehung der Räder entfernte er sich von seiner geliebten, leidgeprüften Heimat.

So ist es einem zumute, dem man beide Beine oder beide Arme amputiert hat. Er schleppt sich nunmehr als Krüppel durchs Leben. Wird er nicht, abgetrennt von seiner Heimat, seiner Sprache, seiner Religion und von der Geschichte seines Volks, als ein Krüppel weiterleben müssen? Die Geschichte Rußlands und die Geschichte seiner Familie waren bisher eins. In jeder Epoche hatte einer seiner Vorfahren eine tragende Rolle gespielt. Der Bojar Andrei kämpfte mit Aleksandr Nevski gegen die Deutschordensritter. Der Bojar Michail Brenko siegte an der Seite des Großfürsten Dimitri Donskoi gegen den Chan Mamai der Tataren. Bojar Fürst Iwan Andrejewitsch Chowanski, der nach der Zarenkrone greifen wollte, wurde von der Regentin Sophia, der älteren Schwester Peter des Großen, nach Ismailowo beordert und heimtückisch ermordet. Aleksei Bogdanowitsch Tschelistschew, der Vetter Peters III., war Oberzeremonienmeister der Kaiserin Katharina. Sein Neffe, Pjotr Iwanowitsch Tschelistscheff, wurde mit zwölf anderen russischen Aristokraten 1766 nach Leipzig zum Studium gesandt; sie waren die ersten Russen, die im Ausland studieren durften. Er war der Freund des russi-

schen Revolutionärs Aleksandr Nikolajewitsch Radistscheff, der später zum Tode verurteilt, danach begnadigt und nach Sibirien verbannt wurde. Der Senator Nikolai Nikolajewitsch Tschelistscheff Krasnosselski kämpfte bei Austerlitz gegen Napoleon und wurde mit dem goldenen Säbel mit Brillanten ausgezeichnet. Sein Bruder gehörte 1825 zu den Dekabristen, die für eine Demokratisierung der Monarchie kämpften. Bobiks Großonkel Nikolai Platonowitsch Ogarew war der Freund und Mitkämpfer des Revolutionärs Aleksandr Herzen. Bobiks beide Onkel mütterlicherseits wurden bei der Revolution 1905 nach Sibirien verbannt . . . Stützen des Kaiserreichs und Revolutionäre in der gleichen Familie! Wie bei den Muravjows – der eine, der „Henker“, allmächtiger Minister Zar Nikolaus I., der andere, als Dekabrist für ewig nach Sibirien verbannt. Welche Gegensätze! Wie nah und vertraut waren ihm alle diese Menschen, die während einer Zeitspanne von neunhundert Jahren gelebt hatten! Und nun trugen ihn die Räder, dieses schmerzhaftes „Ratata ratata“, aus seiner Heimat hinaus einer unsicheren Zukunft, einem ungeliebten fernen Land entgegen, mit dem Rußland bis vor einigen Wochen im Kriege gewesen war. Er floh aus der Zukunftslosigkeit, aus dem verbrieften Tod in ein neues Leben. Ein *Leben*? Konnte es jenseits der Grenzen seiner Heimat überhaupt ein Leben geben – jenseits des Zusammenseins mit seiner Mutter, seinen Freunden und seiner Verwandtschaft?

Er war ratlos und konnte, wollte nicht weiterdenken. Er sah seine Schwester Wera an. Sie saß auf einem Koffer und schaute durch die halbgeöffnete Tür des Viehwagens auf die vorübergleitende Landschaft. Ihr Gesicht war ruhig und gelassen. Es war keine Trauer in ihren großen schwarzen Augen. Dank Njanjas Hilfe (diese arbeitete bei Parteigenossen und entwendete von ihnen Lebensmittel, um die hungernden Kinder der „Burschúi und Listokrady“ am Leben zu erhalten) hatte sie rundliche Wangen und sah nicht ausgehungert aus. Ob sie an irgend etwas dachte, ob ihr der Abschied von der Heimat schmerzlich war? Oder ob sie diese Veränderung mit gelassener Ergebenheit ertrug?

Karuscha saß auf einem anderen Koffer. Er hatte ein erhitztes, rotes Gesicht und schwitzte. Sein martialisch hochgezogener Schnurrbart à la Kaiser Wilhelm II. war in den vier Jahren der Gefangenschaft in der Wolgasteppe weiß geworden; auch die Wimpern, die die auffallend hellblauen Augen umrahmten, waren weiß – dadurch hatten die Augen etwas Durchdringendes.

Karuscha konnte sich über die Schmach und Beleidigung, die ihm am Bahnhof in Moskau zugefügt worden war, nicht beruhigen. Als er den für ihn vorgeschriebenen Zug hatte besteigen wollen, war ihm vom Zugführer bedeutet worden, auf den nächsten Zug zu warten, da inzwischen andere Dispositionen getroffen worden seien. Karuscha in seiner angeborenen Rechthaberei und seinem Eigensinn hatte den Grund nicht einsehen wollen und verbissen um seinen rechtmäßigen Platz gekämpft. Erst als der Zugführer gedroht hatte, die Miliz zu holen, hatte Karuscha nachgegeben. Aber noch stundenlang, im fahrenden Zug, wurmte ihn die erlittene Niederlage. Immer wieder versuchte er in gebrochenem Russisch seinen Kindern klarzumachen, daß er sich solche Beleidigungen nicht gefallen lasse und sich beim deutschen Botschafter Graf Mirbach beschweren werde. Beide Kinder nickten stumm. Sie hatten ihre eigenen Sorgen und ihren eigenen Schmerz. Dieses Pochen auf sein vermeintliches Recht war ihnen zuwider.

Tagelang dauerte die Reise durch Wiesen, Felder und Wälder, an kleinen Dörfern mit goldenen Kirchkuppeln vorbei. Hier und da ragten, wie beschwörende Finger, die Schornsteine der verbrannten Schlösser und Gutshäuser in den blauen Himmel. Bobik dachte erschauernd an „Krasnoje Sselo“ und manche andere Schlösser, deren Brand er erlebt hatte. Über ein unermessliches Land ergoß sich die Revolution, es wurde mit Parolen übersät und zum zweitenmal in seiner Geschichte radikal zerstört. Die gewachsenen Zeugen einer alten, verfeinerten, bodenständigen Kultur, jahrhundertealte Kirchen und Klöster, Schlösser mit ihren unermesslichen Schätzen wurden verbrannt und dem Boden gleichgemacht, in der trughaften Vorstellung, daß durch die Vernichtung dieser Zeugen das vom Joch des Za-

rismus und der Aristokratie befreite Volk die Zeiten seiner Unfreiheit um so schneller vergessen werde. Wie kann ein Mensch, eine Gesellschaft sich erneuern, wenn sie die Wurzeln, die sie ernähren, durchschneiden, wenn sie sich von dem Blut und dem Urwissen der eigenen Ahnen lossagen?

In der Nacht lagen sie auf dem harten Boden. Die bohrenden Gedanken verwandelten sich in Alpträume. Jeder Tag war wie der andere. Man saß auf dem abgezirkelten Platz auf seinem Koffer. Man wußte nicht, was man mit den fremden Nachbarn sprechen sollte, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. Die ausgemergelten deutschen Kriegsgefangenen, die ausgetauscht wurden, dachten sicherlich an die Begegnung mit ihren Verwandten. Vielleicht bangten sie, daß sie wieder als Soldaten an die Front geschickt würden, denn noch kämpfte Deutschland gegen Frankreich, England und Italien. Für alle war es eine Fahrt ins Ungewisse. Es kam keine Freude auf. Wegen irgendwelcher Nichtigkeiten brach Streit aus, aber auch er erlosch, weil es sich nicht lohnte. Man hatte nicht einmal zum Ärger und Streit die Kraft. Bobik erschauerte vor dieser anonymen, zusammengepferchten Gesellschaft, in der jeder dem anderen mißtrauisch und feindlich gesinnt war. Niemand hatte sich zum anderen gesellt, niemand hatte den anderen gerufen. Sie waren Schicksalsgenossen des Zufalls.

Irgendwann hielt der Zug, und es wurden große Kübel mit übelriechender Kohlsuppe gebracht. Unbekannte Männer verteilten sie mit Kellen in Emailleschüsseln. Jeder hatte Löffel, Gabel und Messer bei sich. Manche Männer trugen diese Bestecke im Stiefelschaft. Man löffelte still und mißvergnügt. Es war ein Fraß, der gerade nur zur Erhaltung des Lebens diente.

Bobik hätte gerne mit seiner Schwester Wera gesprochen: über die Zukunft, über die Mutter und den kleinen Bruder Passenka, den sie in Moskau zurückgelassen hatten, über ihr unpassendes Benehmen der Babuschka, der Großmutter gegenüber, über die Treue und Liebe der Njanja und des Hausmeisters Nikifor. Aber die Gegenwart von Karluscha schnürte ihm die Kehle zu. Er konnte nicht sprechen. Wera erriet, was in ihm vorging. Sie

schaute ihn manchmal fragend an, er erwiderte ihren Blick, aber beide blieben stumm. Gelegentlich warf Karluscha irgendeine banale Bemerkung hin. Die Kinder nickten mit dem Kopf. Was sollten sie sagen? Bobik glaubte im voraus zu wissen, daß daraus nie und nimmer eine Unterhaltung werden würde. Er schaute den Mann, der ihm immer fremd geblieben war und vor dem er, wie ein Kaninchen vor der Schlange, eine unerklärliche Angst hatte, an und dachte: Was hat er dir eigentlich Böses angetan? Er war immer heftig und unbeherrscht gewesen, er hatte getobt und geschimpft, aber er hatte Bobik nie geschlagen. Er hatte ihm und allen in seiner Umgebung, solange er sich an ihn erinnern konnte, durch sein Wesen Angst eingeflößt. Er entdeckte alle Unarten, Unzulänglichkeiten, Schlampereien und Diebereien seiner Angestellten, ob zuhause oder in der Fabrik, und da alle es mit ihren Pflichten, mit der Arbeit und mit fremdem Eigentum nicht genau nahmen, hatten sie Grund sich durchschaut zu fühlen und vor ihm Angst zu haben.

Es war völlig unmöglich gewesen, mit ihm ein ruhiges Gespräch zu führen. Bei den ersten Worten brauste er auf, irgend etwas entdeckte er und dann begann er zu schimpfen. Jedes Gespräch mußte abgebrochen werden. Bobik war schon als Kind derart verängstigt, daß er mit seinem Stiefvater nur im Flüstersprach sprach. Dieser herrschte ihn an: „Sprich doch lauter. Ich versteh dich nicht! Du bist eine Memme. Ein richtiger Junge spricht mit lauter Stimme!“ Bobik verzog das Gesicht zum Weinen. Die Njanja wurde unter Schimpfen geholt und mußte ihn wegführen. War es da ein Wunder, daß er auf jede weitere Kommunikation mit diesem Mann verzichtet hatte und ihm, wo er nur konnte, aus dem Wege ging?

Seine Mutter Jadwiga hatte die Kinder ermahnt, sie möchten Gott bitten, daß er ihnen Liebe schenke zu den Menschen, denen sie böse seien und die sie nicht liebten. Bobik und Wera hatten oft um diese Gabe der Liebe gebetet. Aber er hatte nie gebetet, Gott möge ihm Liebe zu seinem Stiefvater schenken. Er konnte und wollte ihn nicht lieben, schon die Vorstellung einer solchen Liebe erschien ihm grotesk. Und doch schämte er sich dieser unguten Regung und litt unter Schuldgefühlen.

Nun waren sein und Weras Schicksal an diesen Mann, den sie vier Jahre lang nicht gesehen und dessen Existenz sie vergessen hatten, gebunden. Sie wechselten aus der weisen und gütigen Behütung ihrer Mutter in die Abhängigkeit eines Menschen, den sie für hart und unberechenbar hielten und von dem sie fühlten, daß er sie nicht liebte. Sicherlich würde er im Rahmen seiner Möglichkeit für sie sorgen, sie ernähren, bekleiden und sie studieren lassen. Aber diese Dinge stammten nicht aus der inneren Herzenskammer, sie waren irgendwo in seinem Gehirn verankert.

Mit einem Ruck stoppte der Zug. Mit ohrenbetäubendem Krachen stießen die Wagen aneinander, die gebremsten Räder kreischten. Die Menschen wurden von ihren Sitzen geschleudert. Irgend etwas war passiert. Die Ungewißheit bohrte schmerzhaft in der Herzgrube. Aus der Ferne hörte man Artilleriefeuer. Also war man in ein Kampfgebiet geraten, wo die Weißen mit den Roten kämpften. Die Menschen stiegen aus den Wagen und standen ratlos und verängstigt in Gruppen umher. Wenn sie nur nicht wieder zurückgeschickt wurden in die Hölle!

Nach anderthalb Stunden kam ein Trolly und hielt vor der Lokomotive. Zwei Männer stiegen aus und unterhielten sich mit dem Zugspersonal. Schließlich erreichte sie die Nachricht: Der Zug, der am Morgen des gleichen Tages aus Moskau mit Kriegsgefangenen abgefahren war, sei auf einen Munitionszug aufgefahren. Es habe stundenlang ungeheure Explosionen gegeben, viele Wagen seien aufeinander gestoßen und völlig zerstört worden, es habe ungezählte Tote und Verwundete gegeben.

Karluschas sonst gerötetes Gesicht wurde schneeweiß, die Augen traten aus ihren Höhlen, er rang nach Atem. Er wollte etwas sagen, aber er konnte nicht. Schließlich flüsterte er: „Gott hat uns errettet. Und ich habe mich mit Händen und Füßen gewehrt und wollte es mit aller Gewalt durchsetzen, daß wir mit dem uns angewiesenen Zug führen.“ Die Vorstellung, daß sie jetzt dem Unglück zum Opfer gefallen wären und daß jenseits seines Willens ein Schicksal die Dinge anders gestaltet hatte, überwältigte

ihn. Bobik war von der Errettung wenig gerührt: „Dann wäre wenigstens alles vorbei. Aber dann hätte ich allerdings auch in Moskau bleiben und warten können, bis sie mich entdeckt und umgebracht hätten. Also weist uns der Herr einen Weg . . .“ – Und er nahm sich vor, wie früher, unter der Leitung seiner Mutter, auf Gottes Weisungen besser zu achten.

Karluscha schwitzte vor Erregung, er riß sich den Kragen auf und wischte den Schweiß mit einem Taschentuch ab. Wera und Bobik gewahrten an seiner Brust ein kupfernes Kreuz, das an einer goldenen Kette hing. Sie starrten auf das Kreuz. Er begriff ihre Verwunderung. „Du bist doch nicht orthodox, Papa“, fragte Wera. „Warum trägst du ein Kreuz?“ Er nahm es ehrfürchtig, fast zärtlich in die Hand. Bobik hatte noch nie diesen Gesichtsausdruck von Sanftheit und Ehrfurcht an ihm gesehen. „Als ich 1914 im Gefängnis von Butýrki saß – mein einziges Verbrechen war, daß ich Deutscher war –, hatte man mich mit zwei Mördern zusammen eingesperrt. Sie waren geständig und warteten auf ihre Verurteilung. Eure Mama besuchte mich regelmäßig und brachte mir gutes Essen und Zigaretten. Ich teilte monatelang alles mit den beiden Männern. Schließlich sollte ich in die Wolgasteppe verbannt werden. Die beiden Männer weinten beim Abschied. Der eine nahm sein kupfernes Kreuz von der Brust, küßte es und gab es mir; das sei das Kostbarste, was er besitze, Gott möge mich für meine Güte und Brüderlichkeit beschützen. Er bat mich, wenn er auch ein Verbrecher und ein Mörder sei, es in Ehren zu halten. Seitdem habe ich mich nie von diesem Kreuz getrennt. Ich glaube, daß es mich beschützt, wie ihr es glaubt; ihr tragt doch auch eure Taufkreuze. Ich bin heil durch die Gefangenschaft und durch die Revolution gekommen, und nun sind wir vor dem sicheren Tode errettet worden.“ – Bobik ergriff Karluschas Hand und küßte sie. Zum erstenmal erlebte er diesen harten Mann als einen leidenden, ängstlichen und sich freuenden, dankbaren Menschen.

Ein alter Bann schien gebrochen. Sie saßen drei Tage am gleichen Fleck und litten darunter, daß sie nicht helfen durften, die Verunglückten zu bergen. Karluscha erzählte ihnen viele Bege-

benheiten aus der Kirgisensteppe, von der Lebensart dieser Menschen, von den fürchterlichen Sandstürmen jener Gegenden und von manchen Begegnungen. Er sprach zu ihnen, nicht wie man zu kleinen Kindern, sondern wie man zu Menschen spricht, die man als Partner achtet.

Schließlich setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Nach Tagen erreichten sie die damalige deutsche Grenzstation Baranowitschi. Es war ein regnerischer, schwüler Tag. Die Luft war erfüllt von lauten Befehlskommandos, die auf die Ankommenden niederprasselten. Kurze, abgehackte, unmenschliche Laute. Es klang, als würde einer beschimpft. Sofern er den Sinn der deutschen Worte verstehen konnte, hieß es etwa: „Wollt ihr euch wohl schleunigst in Reih und Glied formieren, ihr Saukerle! Ihr habt wohl ganz vergessen, daß ihr Soldaten seid! Na, dalli, dalli, wir werden euch schon Mores beibringen!“ Die verwahrlosten, übernachtigten, hungrigen Soldaten mit langen Bärten liefen, stießen sich, stolperten, um schnell in die gewünschte Marschordnung zu gelangen. Es wurde abgezählt, und kleinere Kolonnen marschierten zu nahegelegenen Baracken. Die wenigen Zivilisten bildeten die Nachhut. Karluscha und Bobik trugen je zwei schwere Koffer, Wera konnte nur einen Koffer tragen. Die übrigen Sachen ließen sie stehen, denn es gab niemanden, der ihnen helfen konnte.

Sie wurden in eine lange Baracke geführt und mußten dort viele Stunden warten. Kleinere Trupps von zwanzig Mann wurden zur Entlausung abgeordnet. Es dauerte lange, bis sie selbst an die Reihe kamen. Wera durfte nicht mitkommen. Sie wurde einigen Frauen und Mädchen zugeteilt, die an einer anderen Stelle entlaust wurden. Sie hatte Angst und weinte vor sich hin. Karluscha wurde ungeduldig; er wußte nicht, wie er das Kind behandeln sollte. Anstatt ihr Trost zuzusprechen und ihr zu sagen, daß sie sich nur vorübergehend trennen müßten, schrie er sie an, sie solle sofort gehorchen; hier herrsche endlich ein anderer Ton als zuhause, sie sei genug verwöhnt worden. Er schnauzte im gleichen Ton wie die Unteroffiziere, die ihre Befehle erteilten. – Schließlich gelangten sie in den Entlausungsraum. Sie mußten sich nackt

ausziehen und ihre Kleider zu einem Bündel zusammen-schnüren. Die Kleider wurden weggefahren. Sie standen unter einer sehr heißen Dusche und schrubbten sich. Es war nach Wochen das erste Bad. Man empfand es als eine Wohltat; die von Dreck und Schweiß verkrustete Haut konnte wieder atmen.

Dann mußte jeder vor einen Arzt oder Feldscher hintreten, der seinen Kopf ganz nahe an die Geschlechtsteile brachte und nach Läusen in den Scham- und Achselhaaren suchte. Jeder bekam ein Pappdöschen mit grauer Salbe, die er sich sorgfältig einschmieren sollte. Bobik und die meisten anderen litten unter Filzläusen. Er mußte sich immerzu kratzen, auch die anderen taten es; aber in dem gedrängten Beieinander war es völlig unmöglich, nach den Ursachen des Juckreizes zu forschen. Nun wußte er es, und er ekelte sich vor sich selbst.

Es war, abgesehen von den grauenhaften Erlebnissen im Gefängnis, das erstemal, daß er als eine anonyme Nummer behandelt wurde. Sie wurden wie das Schlachtvieh zusammengetrieben, aufgestellt, es wurde ihnen in barschem, unmenschlichem Ton befohlen, das und jenes zu tun. Und sie taten es. Sogar der eigenwillige Karluscha, der glaubte, er allein habe zu befehlen, ließ sich alles willig gefallen und begehrte nicht auf. Was Bobik am schmerzlichsten berührte, war, daß er von diesen allen, die doch jeder eine Persönlichkeit waren, nicht als Mensch, als Individuum behandelt wurde. Der eine kommandierte den Haufen, der andere lud die Kleiderbündel auf den Karren, der dritte drehte die Hähne für die Duschen an, der Arzt oder der Feldscher besah sich die Schamhaare. Diesem war es sicherlich nicht ein einziges Mal bewußt geworden, daß diese Haare mit den Läusen und den Läuseeiern einem Menschen gehörten. Es waren eben Läuseträger und Läuseverbreiter. Basta!

Schließlich bekamen sie ihre alten Sachen, die noch heiß waren, wieder und durften sich anziehen. Sie wurden auf Baracken verteilt. Wera gesellte sich zu ihnen, sie zitterte noch vor Angst. Sie ergriff Karluschas, nicht Bobiks, Hand und ließ sie nicht mehr los. Sie begriff ebensowenig wie Bobik, weshalb der Mensch hier so manipuliert wurde. Wera fragte scheu: „Wird das

jetzt immer so sein?“ – „Wie meinst du das?“, fragte Karluscha. „Entlaust wirst du nicht noch einmal; aber einmal muß es sein, sonst schleppen wir Läuse und ansteckende Krankheiten in unser Land.“ – „Gut, das ist notwendig, aber muß es so streng und im Befehlston sein, geht es nicht anders?“ – „Es geht nicht anders. Höflichkeit braucht sehr viel Zeit, und Zeit ist nicht vorhanden. Der Befehlston duldet keinen Widerspruch.“ – „Höflichkeit braucht sehr viel Zeit“, sagte Bobik gedehnt.

Endlich lagen sie auf Holzpritschen und konnten sich ausstrecken, wenn die Unterlage auch hart war. Das Bewußtsein, daß die ekelhaften kleinen Mitbewohner dem Tode geweiht waren, war beglückend. Bobik brauchte sich nicht mehr zu kratzen. Aber nachts wachte er von einem scheußlichen Geschmack im Munde auf. Er versuchte mit der Zunge zu ertasten, was es sei. Es waren kleine flache Gebilde, die sich offenbar bewegten und stanken, er spuckte sie ekelerfüllt aus. Karluscha neben ihm schimpfte vor sich hin. Er zündete einen Kerzenstummel an. Der Schrägbalken über ihnen schien in Bewegung zu sein, er war übersät mit Wanzen, die sich aus der Schräge auf die Betten fallen ließen. Bobik und Karluscha sprangen auf, schüttelten sich, schüttelten ihre Kleider und verbrachten den Rest der Nacht in der kalten Morgenluft.

DAS SCHWARZE HAUS

Die Reise ging über Berlin, wo sie sich einige Tage aufhielten. Karluscha suchte verschiedene Ministerien auf, um seine Ansprüche auf Entschädigung für seine in Rußland beschlagnahmte Fabrik anzumelden. Natürlich hoffte er wie alle, daß die politischen Wirren in einigen Monaten ein Ende nehmen würden und er in seine Wahlheimat zurückkehren könne, um sein Werk wieder fortzuführen.

Auf der Fahrt in seine Heimatstadt Remscheid war er schweigsam und bedrückt. Wera fragte ihn: „Freust du dich, Papachen?“

– „Ich weiß nicht, ich glaube nicht. Nach dem unermesslichen Rußland wird mir dieses Land und meine Heimatstadt winzig klein und spießbürgerlich vorkommen. Es wird hier mit anderen Maßen gemessen. Drüben nannten sie mich den ‚ungekrönten Zaren von Girejewo‘. Ich war es, der den Ort gegründet und erbaut hatte, als Onkel Iwan Tarletzki den größten Teil seines Grundbesitzes verkaufen mußte, weil seine Eltern und er alles, was sie von dem tatarischen Chan Girei geerbt hatten, unsinnig verschleudert hatten. Wer in Rußland fleißig und zielstrebig war, der konnte ein ungeheures Vermögen schaffen! Ihr wißt, es waren russische Kaufleute, wie die Prochoroff, Morosoff, Demidoff, Stroganoff, und deutsche Einwanderer, wie Falz Fein mit seinem Tierparadies in Askania Nova und der Zuckerkönig in der Ukraine, die Vogaus und viele andere, und ich. Wir hatten eine große Macht, und alle fanden sich ein, wenn wir sie einluden. Und ebenso schnell ließen sie uns fallen, als wir als Deutsche im Krieg verfemt wurden.

Aber hier, was bin ich hier? Ich ging weg als junger Mann. Mein Vater verlor 1870 seinen Besitz und seine Fabrik, als ein ungetreuer Verwalter mit seiner ganzen Barschaft sich auf und davon machte. Der Vater hat sich von diesem Schicksalsschlag nie mehr erholt. Er ging nach England in die Heimat seiner Frau, weil er nicht als Direktor bei seinen Vettern arbeiten wollte. Wir sind seit dem sechzehnten Jahrhundert freie Fabrikanten, und wir können uns nicht unterordnen. Onkel Richard hat das große Glockenstahlwerk und Onkel Julius das Eisenwalzwerk. Sie sind stolze Männer. Und was werde ich hier tun? Ich kann bestenfalls bei ihnen als Werksdirektor eintreten, solange es in Rußland noch drunter und drüber geht. Könnt ihr verstehen, daß ich mich nicht darauf freue? Wir werden mit meinen Eltern zusammenleben müssen. Mein Vater ist ein ausgesprochener Haustyran. Nur seine Meinung gilt. Ich glaube, er sieht mich noch als kleinen Jungen an, den er bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit zurechtwies.“ – Bobik schaute Karluscha erstaunt an. Wußte er denn nicht, daß er selbst ein Haustyran war?

Die Droschke hielt vor einem großen, langgezogenen, schwarzen Barockhaus, das an beiden Seiten schön geschwungene Giebel hatte. Die Wand war ganz mit schwarzen Schindeln bedeckt, die Fenster hatten grüne Schlagläden. Es hatte zwei eichene, reichgeschnitzte Barocktüren. Ein bronzener Löwenkopf diente als Türklopfer. Bobiks Herz machte einen Sprung. „Ganz wie im Weißen Haus in Girejewo!“, er freute sich, hier die erste Entsprechung zu finden. Dieser vertraute Löwenkopf war ihm wie das Zeichen einer Kontinuität. Karluscha klopfte. Die Schläge dröhnten. Die Tür wurde geöffnet. Vor ihnen stand Ida, eine ältliche Frau mit guten Augen. Sie wischte sich die Hand an der Schürze ab und reichte sie Karluscha. „Da seid ihr ja endlich! Willkommen! Du hast dich in den zwanzig Jahren kaum verändert, Karlchen! Nur die Haare und der Schnurrbart sind silberig geworden. Weißt du noch all den Schabernack, den du gemacht hast. Es verging kein Tag, ohne daß du etwas ausgeheckt hättest. Das ist nun vorbei. Jetzt wird wohl Herr Woldemar in deine Fußstapfen treten!“ Sie schaute Bobik lächelnd an und begrüßte ihn. – „Wenn Sie mich meinen, ich heiße Wolodja oder Bobik.“ Sie sah Karluscha fragend an. Dieser wußte nicht, was er antworten sollte. Dann ging sie auf Wera zu. „Ich bin Ida.“ Wera fiel ihr um den Hals und küßte sie dreimal auf die Wangen. Ida war von dem Angriff überrascht und beschämt. Es herrschte eine Weile ein verlegenes Schweigen. Ida lief zu einer Tür und öffnete sie.

Sie betraten den Salon. Der Großvater, ein großer schlanker Herr mit feinen vornehmen Gesichtszügen und weißen Haaren, trat ihnen entgegen. Neben ihm stand eine winzige alte Frau. Karluscha verbeugte sich vor seiner Mutter und drückte ihr die Hand. „Be welcomed. I am happy to see you, Charles!“ – Großvater drückte gerührt Karluschas Hand und sagte kein Wort. Bobik und Wera wollten die Großeltern nach russischer Sitte umarmen; aber der Großvater war viel zu groß, man kam nicht an ihn heran, und die englische Großmutter machte keine Anstalten; so blieb es bei einem ehrfürchtigen Handkuß. Es herrschte eine Atmosphäre von Kühle. Bobik sah sich im Raum um. Die

Wände hatten Atlaspapete, und davor standen Louis-seize-Möbel, adrett, gepflegt, aber unpersönlich. In den Vitrinen stand Wiener Porzellan und Silber. An den Wänden hingen Portraits von biederem, etwas wichtig dreinschauenden Personen, die auf Bobik keinen Eindruck machten. Jedenfalls stellte er sogleich fest, daß er keine Lust verspürte, mit irgend jemand von ihnen in freundschaftliche Beziehung zu treten. Doch entdeckte er ein Daguerrotyp, das einen jungen, verwegen aussehenden Mann zeigte, sicherlich einen Nonkonformisten, der sich lässig auf ein schmales Stöckchen oder eine Reitgerte stützte. Der gefiel ihm. Er erinnerte sich, daß von den vielen ordengeschmückten Herren oder Damen in Krassnoje Sselo oder im Schlosse von Onkel Iwan es auch nur ganz wenige gab, die ihm sympathisch waren.

Ida und ihr Mann, Herr Knieriem, trugen das Gepäck der Neuankömmlinge auf ihre Zimmer. Bobik bekam ein schönes Zimmer, das mit dunkler Eiche getäfelt war. Die Aussicht ging auf einen alten, zum Haus gehörigen Park mit einer Weinpergola am Ende und vielen Rosenrabatten. Er weidete sich an dem für ihn ungewohnten Anblick. In den letzten furchtbaren zwei Jahren hatte er nur Zerstörung, Elend und Tod gesehen. Hier gelangte er in eine Enklave des Friedens. Er hatte ein Zimmer für sich allein! Seit sie aus dem „Weißen Haus“ in Girejewo und später aus dem Palais ihrer Großmutter auf dem Arbat in Moskau vertrieben worden waren, hatte er kein eigenes Zimmer mehr gehabt. Er schaute lange in den Park und nahm mit all seinen Sinnen den Anblick der Buchen, Edeltannen und Sträucher und die Farben und den Duft der Rosen in sich auf. Amseln flogen von Ast zu Ast. Ein Eichhörnchen machte sich an einem Haselstrauch zu schaffen. Die gleichen Tiere hatte es im Park von Girejewo gegeben. Sie hatten die gleichen Gewohnheiten und sprachen die gleiche Sprache. Die Menschen hier schienen anders, sie sprachen eine fremde Sprache, waren anders gekleidet und hatten unterschiedliche Gebräuche.

Zuhause fühlte er sich jedem Menschen, jedem Bauern, jedem Kutscher und Handwerker vertraut und verwandt. Er kannte ihre Denkungsart und ihre Reaktionen. Die Menschen hier er-

schiene ihm fern und fremd. Sie hatten verschlossene Gesichter, wie mit herabgelassenem Visier, man kam ihnen weder bei der ersten noch bei weiteren Begegnungen nahe. Man sah sie, aber es war, als ob eine gläserne Wand zwischen ihnen aufgerichtet wäre. Er hatte unbeschreibliche, panische Angst vor den neuen Herren in Rußland gehabt, vor den Rotgardisten, Milizionären und Parteigenossen, es gab nichts, was ihn mit ihnen verband. Sie gingen geradeaus über Vernichtung, Zerstörung und Tötung auf ein von ihnen gestecktes Ziel zu. Vor seinen neuen Gastgebern hatte er keine Angst, aber das Fremdheitsgefühl und das Bewußtsein, mitten unter Menschen einsam und unverstanden, ungeliebt und ungewollt zu sein, war quälend. Wozu war man nütze, wenn man in dieser Welt isoliert war?!

Er sah sich im Zimmer um, er setzte sich auf das schmale eichene Bett, auf jeden Stuhl, betastete das Holz des Sekretärs und die weiße Marmorplatte der Waschkommode, auf der eine ausladende Porzellanschüssel und ein dickbäuchiger Krug standen. Ein großer schwarzer Barockschränk nahm fast die ganze Wand ein. Auf einer kleinen Kommode standen zahlreiche Photographien in altmodischen, geschwungenen bronzenen Rahmen. Unbekannte in der Tracht der sechziger bis achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Der junge Mann, dem er auf dem Daguerrotyp im Salon begegnet war, war auch hier vertreten. Er trug eine Studentenuniform. Er lehnte sich gegen ein rundes englisches Tischchen. Ob er früher dieses Zimmer bewohnt hatte? Wer mochte es sein? Er war der Einzige, der Bobiks Neugier erweckte.

Er begann seine Sachen auszupacken, Sachen aus seiner verlassenen Heimat, seidene Russenhemden und Hosen, rote Saffianstiefel, die hier wie eine karnevalistische Verkleidung anmuteten, einen breiten Biberpelzkragen und eine Bibermütze. Einige Photos waren dabei, von Jadwiga und von Sascha, von seinem Bruder Passenka, vom Weißen Haus, von Onkel Iwans Schloß, vom verbrannten Krassnoje Sselo und von der Eremitage, dem Schloß, das seinem Herzen am nächsten war. Sorgsam packte er die Ikone der Muttergottes aus, bekreuzigte sich ehrfürchtig und küßte sie. Dann stellte er sie auf das Bord des Se-

kretärs. Deutlich stand der Brand des Schlosses von Krasnoje Sselo vor seinen Augen: Aus der mittleren Kuppel der nahe gelegenen Kirche züngelten Flammen. Die Hitze des brennenden Schlosses war so gewaltig gewesen, daß man sich ihm nicht mehr nähern konnte. So war Bobik in die Kirche gerannt, um noch einige sakrale Gegenstände zu retten. Jene kleine Ikone hing am Pfosten der Zarentür. Sie hatte im sechzehnten Jahrhundert seinen Ahnen auf der Flucht vor der Verfolgung durch Johann den Grausamen nach Litauen begleitet. Er nahm sie behutsam ab. Dann lief er in das Allerheiligste. Dort stand der Wojewodenstab seines Ahnen Michail Brenko Tschelo, des Siegers gegen die Tataren am Kulikowo Pole am 8. September 1380. Den Knauf bildete ein Stock aus einer Rosenwurzel, der einem tatarischen Chan der blauen Horde gehört hatte. Der Stab war in Silber und Gold eingelassen, mit Edelsteinen verziert. Bobik konnte unmöglich den großen schweren Stab mitnehmen. So brach er den oberen Teil über das Knie ab. „Verzeih mir, Michail, aber so kann ich wenigstens ein Stück deines Wojewodenstabs mitnehmen!“ Dann hatte er sich den großen Ring aus Elektrum mit der Darstellung des Drachentöters Georg geholt, der als Reliquie verehrt wurde und der dem Urgroßvater Michail Brenkos, dem Heiligen Fürsten Michail von Tschernigow gehört hatte, den die Tataren am 3. Oktober 1245 lebendig verbrannten. Bobik hatte sich noch einige morsche und zerfetzte Regimentsfahnen holen wollen. Aber was sollte er mit ihnen anfangen, wie sollte er sie nach Moskau bringen? So hatte er traurigen Herzens Abschied von all diesen seinem Herzen nahen Dingen genommen, die in banger Minuten zu Staub und Asche zerfielen.

Jetzt waren diese wenigen Gegenstände das einzige Band, das ihn noch mit seiner Heimat, mit dessen Geschichte, mit seiner Familie verband. Es war alles noch schmerzlich nah und gehörte doch der unwiederbringlichen Vergangenheit an. Nur noch sein Leben, seine Person bürgte für die Kontinuität.

Hier in diesem fremden, schönen Raum, den er allein bewohnen durfte, würde der Geist seiner Heimat, dem er treu zu bleiben sich schwor, weiterleben.

Ein Gong ertönte. Er stieg die breite Treppe mit ausgetretenen Stufen hinunter. Sie waren alle im dunklen, holzumkleideten Eßzimmer versammelt. Der Großvater sprach das Tischgebet. Wera und Bobik bekreuzigten sich. Die kleine Großmutter sah sie erstaunt mit ihren großen Eulenaugen an. „What are they doing? (Was tun sie da?)“, fragte sie Karluscha. „That is a Russian custom (Das ist eine russische Sitte)“, erwiderte er. „O, is that so?“ – Es herrschte ein betretenes Schweigen. – „Are they Roman catholics?“ – „No, Greek orthodox, but it is nearly the same“, sagte Karluscha. Man sah ihm an, daß er gerne das Thema wechseln wollte. – „Wir sind hier alle protestantisch, es gibt keine Ausnahme in unserer Familie. Es ist besser, ihr tut das nicht, die Leute würden euch auslachen“, meinte der Großvater.

Ida brachte eine große Terrine und teilte die dünne, dampfende Graupensuppe aus. Bobik und Wera rochen genüßlich daran. In Moskau, bei der Babuschka, hatte es seit der Bolschewikenrevolution kein heißes Essen mehr gegeben, dazu hatte das gehamsterte Petroleum nicht ausgereicht. Ob es hier jeden Tag ein heißes Essen geben würde? – Großmutter verzog den Mund. „Dreimal in der Woche dieselbe Suppe, kein Fleisch, immer diese Kälberzähne, wie die Deutschen sie nennen. In England war ganz anderes Essen!“ – Die Kinder staunten, daß die Suppe der Großmutter nicht schmeckte, da sollte sie erst das Essen in Moskau probieren! Großvater sah sie streng an. Er sprach deutsch zu ihr: „Nimm dich zusammen! Wir sind im Krieg und müssen uns bescheiden!“ Großmutter erwiderte schnippisch: „Dann beendet doch euren schrecklichen Krieg! Wir haben ihn nicht angefangen! Warum müssen die Deutschen immer anfangen? 1866 und 1870 und jetzt!“ – Großvater warf seine Serviette weg, erhob sich drohend und verließ den Raum. Was sollte man tun? Karluscha herrschte die Kinder an: „Ihr seid still und mischt euch nicht ein!“ Sie waren doch still gewesen. – „Was hat er nur? Ich habe nur die Wahrheit gesagt. Dieser deutsche Jähzorn ist schrecklich!“ Karluscha machte den Mund auf, er sah aus wie ein Karpfen auf dem Sand, der nach Luft schnappt. Dann besann er sich und machte den Mund wieder zu. Er stand in Opposition

zu beiden Eltern. Die Mutter achtete er nicht, weil sie ihr ganzes Leben lang Engländerin geblieben war und sich weigerte, deutsche Sitten anzunehmen oder deutsch zu sprechen. Sein Vater hatte ihm seine Jugend durch seine Unbeherrschtheit verdorben.

Ida kam und nahm die Suppenteller weg. Sie reagierte nicht auf den Auftritt, offenbar war sie es gewohnt. Bobik wartete, daß man wieder auseinanderginge. Aber Ida kam mit einer Schüssel dampfender Reibekuchen. „Oh!“, riefen die Kinder, „Reibekuchen!“ – Der Großvater kam wieder herein und setzte sich auf seinen Platz, als ob nichts geschehen wäre. Zu den Kartoffelpuffern wurde rheinisches Apfelkraut serviert, eine wagenschmierähnliche saure Paste. Wera und Bobik genossen das Gericht. Wie lange war es her, daß sie in einem gepflegten Raum von weiß gedecktem Tisch und von kostbarem Porzellan gegessen hatten! Im Oktober 1917 war für sie alles zusammengebrochen. Dieses eine Jahr hatte eine Ewigkeit gewährt.

„Hast du nichts anderes anzuziehen als diese Karnevalskleidung? So kannst du unmöglich auf die Straße gehen, die Kinder werden dir nachlaufen und dich necken“, sagte Großvater mißbilligend. Bobik wurde rot vor Ärger. Ob er jetzt auch seine Serviette hinschleudern und weggehen sollte? Er beherrschte sich. „Solche Russenhemden tragen alle in Rußland, ich habe nie etwas anderes getragen. Sie sind sehr hübsch und sehr bequem. Warum sollen die Menschen lachen?“ – „Du wirst es erleben, sie wirken fremd, und dann lachen sie.“ – Karluscha mischte sich in das Gespräch ein: „Ich werde dieser Tage alle Formalitäten erledigen, dann bekomme ich auch die nötigen Lebensmittel- und Bedarfsmarken, dann werde ich ihn einkleiden.“

Das köstliche Mahl war zu Ende. Großvater lud Karluscha zu einer Zigarre ins Herrenzimmer ein. Wera half Ida den Tisch abräumen. Die kleine Großmutter sprang behende vom Stuhl, ging zur Anrichte, machte die Schublade auf, zog einen silbernen Teelöffel heraus und besah ihn eindringlich. Bobik gesellte sich zu ihr, er war neugierig, was sie tun würde. „It is stolen!“ flüsterte sie. „They steal me everything (sie stehlen mir alles)!“ Sie zeigte Bobik den Löffel. Er trug den Stempel 800. – „Es ist aber ein

deutscher Löffel, Großmutter.“ – „Nein, er ist englisch, ich habe ihn mitgebracht.“ Und sie ließ ihn in der Tasche ihrer schwarzen Schürze verschwinden. Ida betrat soeben das Zimmer. Mit einem Blick erfaßte sie die Situation, schlich sich an die alte Dame heran, griff in ihre Tasche, zog den Löffel heraus, legte ihn zurück in die Schublade und schlug sie zu. Dann drohte sie der Großmutter wortlos mit dem Zeigefinger. Großmutter machte ein Gesicht wie eine böse Eule.

Bobik und Wera gingen die Treppe hinauf. „Was sagst du zu alledem?“, fragte sie. – „Es ist ein Gespensterhaus! Aber Gespenster sind hier die lebenden Menschen. Sie sind nur noch Schemen, die irgendwelche alten Gewohnheiten und Gehässigkeiten weiter ausleben. Der einzige lebendige Mensch scheint mir die Ida zu sein.“ – „Und bekreuzigen dürfen wir uns auch nicht mehr. Was wird uns wohl alles noch verboten?“ – Sie verabschiedeten sich bekümmert auf dem oberen Flur. Bobik nahm sich ernsthaft vor, sich hier in der Fremde mit Wera nicht zu zanken.

In seinem Zimmer stöberte er im Bücherregal. Es waren alles alte Bücher aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Er las ihre Titel. Er verstand aber nicht ihren Sinn und stellte sie wieder zurück. Er betrachtete die geschnitzten Schranktüren; es war eine feine Schnitzerei, soweit er sich darauf verstand, würde er es für Lütticher Barock gehalten haben. Er öffnete die Türen. Offensichtlich gab es da ein Geheimfach, denn der Schrank war breiter als sein Innenraum. Bobik war gern im Schloß von Onkel Iwan oder in Krasnoje Sselo auf Jagd nach Geheimfächern und Geheimtapeten gewesen. Er tastete die Innenwand des Schranks ab und fand, daß sie oben und unten mit kleinen hölzernen Bolzen befestigt war. Es war eine Kleinigkeit, sie zu lösen. Er nahm die Wand vorsichtig heraus. Er fand verschiedene Gegenstände, einen Spazierstock mit Elfenbeinknauf aus der Biedermeierzeit, eine bunte Studentenmütze, ein Studentenband, das vergilbte Photo eines hübschen Mädchens in der Tracht der achtziger Jahre, ein Bündel Briefe, das mit einem rosa Band umwunden war, und einige beschriebene Kleid-

Bobik war über seine Entdeckung sehr aufgeregt. Was für Geheimnisse waren wohl mit diesen sorgfältig vor den Augen der Hausbewohner versteckten Gegenständen verknüpft? Er zog sich die Mütze an und betrachtete sich im Spiegel. Ein völlig fremdes Gesicht schaute ihn an. Er erschrak und legte die Mütze ab. Dann spielte er mit dem Stock. Der Knauf ließ sich drehen. Schließlich zog er ihn heraus. Er entpuppte sich als ein verrostetes Stilett.

Während Bobik damit spielte, klopfte es leise an der Tür. Ida trat herein. „Wie ich sehe, haben Sie sich häuslich eingerichtet, Herr Woldemar.“ – „Wer ist Herr Woldemar?“ – „Na, Sie natürlich.“ – „Liebe Ida, ich heiße nicht Woldemar und werde nie so heißen. Zuhause nannte man mich Bobik oder Wolodja. Sicherlich ist es schwer auszusprechen, aber ich bitte Sie sehr darum.“ – „Ihr Vater hat uns befohlen, Sie Woldemar zu nennen.“ – „Ich habe Ihnen meine Meinung gesagt und bitte Sie, meinen Willen zu respektieren.“ – Sie stand im Konflikt. Was sollte sie tun? Wenn sie Bobik mit Wolodja anredete, dann ärgerte sie Karluscha, andererseits wollte sie den fremden Jungen nicht kränken.

„Sie haben Photographien von zuhause mitgebracht. Und was ist dieses häßliche schwarze Zeug auf der Mitte des Sekretärs?“ – „Das ist eine uralte Ikone der Muttergottes, die mit der Geschichte meiner Familie eng verbunden ist, ich habe sie aus der brennenden Kirche gerettet.“ – „Sie ist aber häßlich. Beten Sie denn die Muttergottes an? Wir kennen nur unseren Heiland. Das andere ist doch Götzendienst!“ – Was sollte er ihr antworten? Seine Sprachkenntnisse reichten nicht aus, um sich mit ihr in eine Diskussion einzulassen. Sie war eine gute Frau, aber offenbar befangen in ihrem Weltanschauungskreis. Wie seltsam; am ersten Tag stieß er bereits auf Mauern von festgelegten und unduldsamen Gesinnungen: So ist es, wie wir es gewohnt sind und nicht anders, basta!

Sie sah das Stilett in seiner Hand und fragte, ob er es auch aus Rußland mitgebracht habe. Nein, er habe es hier im Schrank gefunden. – Sie wurde blaß. „Das kann doch nicht sein, ich habe

den Schrank gestern noch gründlich sauber gemacht, da war nichts drin. Einigen alten Krempel habe ich weggeräumt.“ – „Doch, da war etwas drin. Der Schrank hat eine Geheimwand, ich habe sie aufgemacht und fand dort diese Sachen.“ Er zeigte auf die Gegenstände, die auf dem Bett lagen. Ida war so aufgeregt, daß sie sich setzen mußte, sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. „Fühlen Sie sich nicht wohl?“ – „Doch, doch, aber ich bin mächtig erschrocken. Die Sachen da, die Sie gefunden haben, gehörten dem Herrn Robert Frohn, er ist im Jahre 1875 verschwunden. Ich war damals fünfzehn Jahre alt. Meine Mutter diente im Haus. Robert war ein schmucker Junge. Wenn er ausritt, schauten ihm alle jungen Frauen und Mädchen nach, und er war eine gute Partie. Er studierte in Bonn und war bei einer vornehmen Verbindung. Dieses Stöckchen hatte er immer bei sich, und die Mütze und das Band hatte er an, als wir ihn das letzte Mal sahen.

Eines Nachts kehrte er heim. Er klopfte an mein Fenster und bat mich, ihn heimlich hereinzulassen, ohne daß es jemand merke. Ich ließ ihn durch mein Fenster. Er ging in sein Zimmer, klopfte dann an der Tür seiner Mutter. Man hörte sie lange und aufgeregt reden. Dann wurde es still. Er stahl sich noch vor Morgengrauen aus dem Haus, er trug einen Umhang und einen Zylinder. Die gnädige Frau hat danach nie mehr gelacht. Niemand weiß recht, was passiert war. Man munkelte, er habe ein Mädchen geliebt und wollte sie heiraten, dann habe er einen Nebenbuhler im Streit erstochen. Die Mutter soll ihm Geld gegeben haben, damit er nach Amerika verschwinde. Die Menschen munkelten. Man wunderte sich schließlich, daß der junge Mann nie nach Hause kam und daß man nie mehr etwas von ihm hörte. Das ist nun dreiundvierzig Jahre her. Er ist längst vergessen. Nur, wenn ich in dieses Zimmer komme, um es sauber zu machen, da denke ich oft: was mag aus dem schmucken Studenten geworden sein? Hier also hatte er in jener Nacht die Sachen versteckt!

Spielen Sie nicht mit dem Dolch, da hängt sicher Blut dran. Ihr Onkel Ernst, sein Neffe, hat das Anwesen geerbt. Er wohnt

in Wien, weil seine Frau Wienerin ist, sie wollte in dem dunklen Grab, wie sie das Haus nannte, nicht leben. Wir werden ihm von dem Fund nichts sagen – wozu ihn aufregen? Das ist ein dunkler Schatten, der auf der Familie lastet. Der gute schöne Robert! Am besten, Sie tun alles wieder in das Geheimfach hinein, machen es zu und vergessen es. Ich weiß nicht, wann Mord oder Totschlag verjährt, und Gott bewahre uns davor, mit der Polizei etwas zu tun zu haben. Von der ganzen Geschichte haben nur die gnädige Frau, meine Mutter und ich etwas gewußt. Und wenn ich auch nur fünfzehn war, ich habe eisern geschwiegen, denn ich wollte Robert nicht gefährden. Aber glauben Sie mir, ich hatte eine schwere Jugend. Immer, wenn ein Polizist oder ein fremder Mann an die Tür kam und klopfte, dachte ich: sie holen mich zum Verhör, um etwas über Robert zu erfahren. Ich habe auch kein Wort meinem Mann oder den Kindern davon gesagt. Nun wissen Sie, der Sie eben ins Haus hereingeschneit sind, mehr als Sie wissen sollten. Versprechen Sie mir, daß Sie schweigen!“ Bobik versprach es.

Er versteckte die Gegenstände im Geheimfach und schloß es wieder, er konnte es ja jederzeit wieder öffnen. Wenn er besser deutsch verstehen würde, dann wollte er die Briefe des unglücklichen Mädchens und die Tagebücher von Onkel Robert lesen. Lebte er noch irgendwo in Amerika unter anderem Namen, oder war er dem Goldrausch in Kalifornien zum Opfer gefallen? Wer weiß es. Es war ein prickelndes Gefühl, Mitwisser eines Geheimnisses geworden zu sein und im gleichen Raum zu leben, in dem jener legendär gewordene Robert seine Jugend verbracht hatte.

Bobik fiel ins harte Bett. Nach all den Strapazen der Reise, des Hungerns und der neuen Eindrücke, die auf ihn geprallt waren, war er rechtschaffen müde. Tausende von Kilometern von ihm entfernt lag seine Mutter in der vierten Etage des schrecklichen „roten Hauses“ im Eisenbett; sie war sicher entkräftet und hungrig und dachte an ihre Kinder. Neben ihr lag Passenka. Und sein Vater Sascha, wo mochte er sein? Nikifor hatte ihn sicher in die Ukraine geleitet, wo Hetman Skoropadski eine gegenbolsche-

wistische Regierung gebildet hatte. Ob Sascha noch lebte? Bobik erinnerte sich, wie er seiner Mutter, als sie in die Wolgasteppe weggefahren war, um den kranken Karluscha zu pflegen, zu bestimmter Nachtzeit seine Gedanken gesandt und im Geiste mit ihr gesprochen hatte. Er hatte es damals deutlich erlebt, daß er ihre geistige Gegenwart spürte. Auch diesmal beim Abschied hatte er versprochen, sich mit ihr in Verbindung zu setzen. Aber während der Fahrt unter all den fremden Menschen konnten sich die Gedanken nicht formen. Jetzt war er frei es zu tun. Er berichtete ihr mit langsamen, deutlichen Worten, was alles vorgefallen war, und er sandte ihr seine ganze Liebe, Dankbarkeit und Fürsorge. Das Gleiche tat er in bezug auf Sascha. „Ob sie vielleicht jetzt dieses Gespräch träumen? Warum sollte das nicht sein, wenn Gott es so will?“ – Die Stufen der alten Treppe knarrten, als ob jemand leise, heimlich die Treppe hinaufstiege. Ob es der Geist von Onkel Robert war? Seine Sachen, die Indizien des Mordes, ruhten wieder wohlverwahrt im Geheimfach. Bobik kam der Gedanke: gleich ob er noch lebte oder nicht, er wollte für sein Wohlergehen beten. Diese Idee gefiel ihm. Mitten im Gebet schlief er ein . . .

Am nächsten Tag gab es viel zu erledigen. Karluscha nahm die beiden Kinder mit in die Stadt. Bei zwei schönen alten Schieferhäusern blieb er stehen und erklärte: „Hier wohnt Tante Lucie, die ihr aus Moskau kennt. Und das ist das Haus von Onkel Ferdinand.“ Er erzählte ihnen von der Geschichte seiner Familie und von verwandten Patrizierfamilien, die auf den verschiedenen Hügeln der Stadt ihre Sitze und ihre uralten Eisenhämmer gehabt hatten, aus denen später große Industrie- und Exportunternehmen entstanden waren.

Bobik verstand kein Wort von dem, was die Leute sagten. Er hatte seit seinem sechsten Jahr deutsche, das heißt baltische, und französische Gouvernanten gehabt. Aber offenbar sprachen die Baltinnen ein Deutsch aus friederizianischer Zeit, das mit sehr vielen französischen und russischen Wörtern untermischt war. Außerdem sprachen die Menschen hier viel zu schnell und undeutlich in einem singenden Dialekt, den er nicht verstehen

konnte. Er versuchte etwas zu antworten, aber sie verstanden ihn auch nicht, und sie lachten. Das kränkte und beleidigte ihn. In seiner Heimat versuchte man den Fremden zu verstehen, zu erraten, was er wollte, und ihm zu helfen. Hier wurde er noch hilfloser, als er bereits war, und auf sich selbst und sein Unvermögen zurückgeworfen. Es fiel ihm schmerzlich ein, daß man in seiner Heimat die Deutschen „Njemzy“ – die „Stummen“ nannte und sie wie alle Ausländer, die man als Unchristen bezeichnete, nicht mochte, sie wirkten fremd. War er nicht jetzt in der Fremde ein Njemez, ein Stummer, der sich nicht verständigen konnte? Nicht nur, weil er der Sprache nicht mächtig war, auch weil er die Sitten, die Gebräuche, die Religion, die Weltanschauung nicht kannte, und vielleicht weil er aus einer Weltstadt in ein abgelegenes Provinzstädtchen geraten war. In diesen ersten Tagen wurde er sich bewußt, daß er weder die Kraft noch den Willen hatte, sich dem Neuen, Unbekannten und Aufgezwungenen anzupassen. Er würde immer ein bunter Vogel unter Starren und Raben bleiben.

Am anderen Tag holte ein Chauffeur mit einem großen, geräuschlosen Mercedes sie zum Chef der Familie ab. Onkel Richard wohnte im Geburtshaus von Karluscha, auf dem Büchel im Birkenhof. Das große schöne Haus stand in einem Park und dominierte die Gegend. Kleinere Häuser auf dem Hang trugen an den Türen das Glockenwappen der Familie und wiesen auf den stufenweisen sozialen Aufstieg von mittelalterlichen Hammerbesitzern zu Großindustriellen hin. Onkel Richard war eine raumfüllende Persönlichkeit, er war groß, massiv und gewichtig. Er schüttelte Bobik und Wera mit Wohlwollen die Hand. Man bekam sogleich Vertrauen zu ihm. Bobik fiel bei seiner Begegnung mit ihm der Begriff des „königlichen Kaufherrn“ ein. Ja, das war er.

Tante Sidonie, eine korpulente Dame mit gerötetem Gesicht, war nicht Bobiks Typ, sie war recht kühl zu Karluscha und beachtete die Kinder kaum. Nach dem Essen rief sie Bobik in einen kleinen Salon und deutete ihm mit einer Handbewegung, er möchte sich setzen. Er ertappte sich dabei, daß er sich nicht